

Krausingers Fahrer lag zusammengesunken über dem Lenkrad. Vielleicht nur bewußtlos, vielleicht getroffen? Er hatte keine Zeit, sich um ihn zu kümmern. Danzmann schrie ganz fürchterlich neben ihm und hielt sich sein Bein, an dem aber nichts zu sehen war. Raus hier, nur raus und in den Wald, dachte er. Er zerrte Danzmann hoch und versuchte, sich mit ihm aus dem Wagen fallen zu lassen. In dem Moment erwischte sie die nächste Salve aus einem Bord-MG. Er verspürte einen stechenden Schmerz in der linken Hüfte. Grell blitzte es vor seinen Augen auf. Sein Kopf fühlte sich siedend heiß an. Dann verlor er das Bewußtsein.

Nach einer Weile kam er wieder zu sich. Wie lange er da bewußtlos gelegen hatte, wußte er nicht. Die Feindflieger waren weg. Es waren keine Flugzeuggeräusche mehr zu hören. Aber er hörte Schreie, Stöhnen, Wimmern. Und er sah über sich den Himmel, zu dem schwarze Rauchschwaden emporzogen.

Er hob Kopf und Oberkörper etwas an und sah an sich herunter. Da war noch alles dran, bis hinunter zu den Füßen. Er bewegte die Hände und die Arme, dann die Füße und Beine. Es schien auch alles funktionsfähig zu sein. Glück gehabt. Aber dieser Schmerz in der Hüfte! Was war denn das? Er hatte sich wieder zurückfallen lassen und tastete mit der rechten Hand an der linken Hüfte entlang. Er wagte es nicht hinzuschauen, denn er befürchtete eine größere Wunde zu sehen. Er verspürte plötzlich einen starken Schmerz. Er war mit der Hand in eine offene Wunde geraten. Jetzt riß er sich zusammen und schaute nach. Verdammt! Die Uniformhose war aufgerissen und blutig. Und seine Hand war voller Blut.

Nur eine Fleischwunde? Vielleicht ist der Knochen gebrochen? Verdammte Scheiße! Ein Hüftknochenbruch! Jetzt dämmerte es ihm, was geschehen war. Seine Pistentasche, an der linken Seite über dem Hüftknochen hängend, hatte einen Querschläger aufgehalten. Glück im Unglück! Aber die Waffe war mit Gewalt gegen den Hüftknochen geschlagen, hatte die Hüfte aufgerissen und den Knochen, vielleicht das ganze Gelenk lädiert.

Ganz in seiner Nähe stöhnte jemand. Über sich sah er weiterhin Rauchschwaden ziehen. Es roch verdammt brenzlich. So schnell es ging, nahm er das Verbandspäckchen aus seiner Uniformjacke, riß es auf und drückte es mit dem keimfreien Teil auf die Wunde. Er stöhnte vor Schmerz. Dann

richtete er sich mühsam auf. Wo ist der Doktor, dachte er. Im nächsten Moment sah er ihn. Das heißt das, was einmal Dr. Knaus gewesen war, lag mit von Kugeln zerfetztem Oberkörper auf dem Rücksitz. Eine Maschinengewehrsalve mußte ihn voll erwischt haben.

Rechts neben dem Kübelwagen lag Danzmann und bewegte sich. Der war es also, der gestöhnt hatte. Krausinger beugte sich zum Sanikasten und entnahm ihm eine Mullbinde. Er nahm sein Koppel ab, öffnete unter Schmerzen seine Hose, ließ sie etwas herab und versorgte seine Wunde mit einer neuen Kompresse. Dann wickelte er drei Verbandspäckchen um den Unterleib. Nachdem er mühsam die Hose wieder hochgezogen und sein Koppel gegurtet hatte, prüfte er, ob er würde gehen können. Es ging zwar nicht schmerzlos, aber es ging. Wahrscheinlich ist es kein Bruch, sondern nur eine starke Prellung, verbunden mit einer Fleischwunde, dachte er. Dann sah er sich um. Ein Bild des Grauens bot sich ihm. Eine Schlachtfeldszene, wie sie die großdeutschen Heldenmaler immer dargestellt hatten, wobei aber die Opfer stets Uniformen des Feindes getragen hatten. Überall Tote und Schwerverletzte. Rauchende Fahrzeugtrümmer. Auch sein Offiziersbursche war tödlich getroffen worden.

Vorn bei den Schützenpanzern bemerkte er Soldaten. Die gehörten nicht zu seiner Einheit. Er sah keinen Überlebenden aus den Kübelwagen und auch keinen von den Besatzungen der Lastwagen. Das erfüllte ihn mit einer gewissen Zufriedenheit: Die Zahl der Zeugen war bereits kleiner geworden.

Er hinkte langsam an den beiden LKW vorbei, deren Ladung vor sich hin schmorte. Mit innerer Befriedigung sah er, daß die Tiefflieger bei der Vernichtung der Forschungsberichte ganze Arbeit geleistet hatten. Er brauchte sie nicht mehr. Er hatte ja schließlich seinen Kopf. Und sie konnten nun Unbefugten nicht mehr in die Hände fallen. Dann sah er den letzten Lastkraftwagen, auf dem die Forscher und Techniker gesessen hatten. Auf der Ladefläche fand er nur noch einen blutenden Fleischberg vor. Er vernahm Stöhnen. Schnell wandte er sich ab. Er hatte kein Lazarett. Um Verletzte konnte er sich nicht kümmern.

Krausinger sah sich um. Nirgendwo sonst einer, der überlebt hatte. Und wenn, dann waren die im Wald verschwunden. Verschwunden? Das war nicht gut! Er drehte sich wieder um und schaute auf die Ladefläche.

Rasch versuchte er, die Leichen bzw. Schwerverletzten auf der Lade-
fläche zu zählen. Es waren mindestens zwanzig. Die im Führerhaus des
Lastkraftwagens waren alle tot, wie er danach feststellte. Plötzlich hörte
er in seinem Rücken rufen »Standartenführer!« Er drehte sich um. Aus
dem Wald kamen zwei Mann auf ihn zu. Es waren zwei junge Männer,
Feldwebel in Uniformen der Luftwaffe. Er kannte sie. Es waren Techni-
ker, die vom Projekt Strahlenwaffe Kenntnis hatten. Sie schienen unver-
letzt zu sein.

»Oberst, nicht Standartenführer«, schnauzte er sie mit unterdrückter
Stimme an, denn er wollte vermeiden, daß die fremden Landser vorne am
Schützenpanzer etwas mitbekamen.

»Jawohl, Stan... Äh, Herr Oberst«, stammelte der eine. Der andere
stand stumm daneben.

»Suchen Sie nach weiteren Überlebenden, schnell!« sagte Krausinger.
Dann humpelte er mühsam wieder nach vorn zum Kübelwagen. Da lag
Danzmann auf seinem Gesicht und stöhnte noch immer. Er beugte sich
nieder und versuchte ihn umzudrehen. Seine Hüfte schmerzte, so sehr
strengte er sich an, aber es gelang ihm dennoch nicht, den Körper des dik-
ken Danzmann zu wenden. Mit schmerzverzerrtem Gesicht richtete er
sich mühsam auf und schaute sich um. Vorn an dem Schützenpanzerwa-
gen waren zwei Landser zu sehen, die einem Feldwebel das verletzte
Bein zu schienen versuchten. »Kommen Sie mal her«, rief er, »... einer
von Ihnen«. Er richtete sich voll auf, damit die Panzergrenadiere die
Insignien seines hohen Ranges erkennen konnten.

Ein Gefreiter kam sofort zu ihm, stand stramm und meldete: »Herr
Oberst, Gefreiter Machtinnsonn zur Stelle.«

»Helfen Sie mir, den Oberstleutnant aufzurichten.«

Zuerst drehten sie Danzmann auf den Rücken. Der schien überhaupt
nicht verletzt zu sein. Eine Wunde war jedenfalls nicht zu sehen. Aber er
lag völlig kraftlos da. Er blickte abwesend zum Himmel und wimmerte,
stöhnte und versuchte etwas zu sagen. Er stammelte aber nur Unverständ-
liches. Krausinger sprach ihn an. Auch der Gefreite sprach ihn an. Danz-
mann brachte kein vernünftiges Wort zustande, das als Antwort ange-
sehen werden konnte. Man sah, daß Danzmann sich übergeben hatte und
daß er sabberte.

»Der hat einen Schlaganfall gehabt...«, sagte eine Stimme hinter ihnen. Krausinger wandte sich halb zur Seite. Da stand ein Mann mittleren Alters in der Uniform eines Fliegerhauptmanns. Es war einer der Mitarbeiter am »Projekt Zeusstrahl«. Hauptsturmführer Schramm gehörte zu den Forschern, die Krausinger nicht mochte. Schramm war in seinen Augen ein Besserwisser, der darauf aus gewesen war, Karriere zu machen und ihn eines Tages in der Führungsfunktion zu beerben.

»Woher wollen Sie das wissen, Hauptmann? Sind Sie etwa Arzt?« fragte er bissig.

»Nein, aber ich habe das erlebt, bei meinem Vater. Die gleichen Symptome«, antwortete Schramm.

Krausinger sprach Danzmann erneut an und schüttelte ihn an der Schulter.

»Der hört Sie vielleicht. Aber der kann nicht mehr sprechen. Völlig zwecklos«, sagte Schramm unehrerbietig.

Danzmann, du armes Schwein, dachte Krausinger. Sprechen kannst du nicht mehr... In dem Moment wurde ihm klar, daß diese Tatsache so schlecht nicht war, im Gegenteil, das war sogar gut für seine eigene Sicherheit und für die Wahrung des Geheimnisses von Waldheide. Er war erleichtert.

»Der Spähpanzer ist wieder flott...« rief jemand. Erst jetzt bemerkte Krausinger, daß die Gruppe vor ihnen einen vierten Überlebenden hatte. Es war offensichtlich der Fahrer, der eine Reparatur vorgenommen hatte. Der am Bein verletzte Feldwebel kam humpelnd auf ihn zu: »Herr Oberst, fahren Sie mit uns. Wir haben Platz. Die Toten haben wir rausgeschafft. Wir müssen schnellstens weiter. Die Russen stehen schon bei Malchin und die ersten Stoßtrupps vom Iwan haben die ohnehin löchrige Front durchbrochen. Außerdem können wir vor weiteren Luftangriffen nicht sicher sein. Ich habe keine Lust, mich noch mal aufs Korn nehmen zu lassen. Wenn Sie als Flieger ja wenigstens noch den Luftraum verteidigen könnten.«

»Ach was«, sagte Krausinger »... wir gehören nur zum Bodenpersonal. Ich wollte, ich könnte fliegen, denn dann hätten wir es denen heimgezahlt!«

Zwei Panzergrenadiere hievten Danzmann in den Spähpanzer. Sie setzten sich dazu. Krausinger stieg, das Angebot des Feldwebels, mit nach

vorn zu kommen, ausschlagend, ebenfalls dazu, denn er fühlte sich hinten sicherer. An Schramm gewandt wies er an: »Da sind noch zwei Feldweibel. Lassen Sie den letzten Lastwagen fahrbereit machen, werfen Sie die Leichen runter, und sammeln Sie die Reste der Truppe ein. Dann folgen Sie uns.«

»Wird gemacht«, antwortete Schramm, der noch unsoldatischer war als alle anderen Forschungsoffiziere der »Dienststelle Forst«.

Der Spähpanzer fuhr los. Als er vorsichtig um den umgestürzten Spähpanzer herumgefahren war, beschleunigte er sein Tempo. Krausinger sah sich an, was da auf dem Boden des Schützenpanzers lag, in der Uniform eines Oberstleutnants der Flieger, unfähig zu sprechen, lallend und wimmernd, wie ein Säugling oder ein Betrunkener. Das war nun vor ganz kurzer Zeit noch der Obersturmbannführer der SS, Professor Dr. Hans-Hermann Danzmann gewesen. Eine einst imposante Erscheinung. Eine Leuchte der Wissenschaft. Eine der Hoffnungen des Reichsführers. Mitkonstrukteur einer der gefährlichsten Waffen der Welt. Danzmann, Danzmann, statt als Held auf dem Felde der Ehre zu fallen, stirbst du wie ein alter Sabbergreis. Krausinger duzte Danzmann in Gedanken, obwohl sie stets per Sie gewesen waren.

Der Panzerwagen fuhr verhältnismäßig schnell. Er mußte mehrfach stoppen. Krausinger schaute aus einer der Luken und sah, daß die Straße, auf der sie seit einiger Zeit fuhren, voller Flüchtlinge war. Er dachte daran, wo sich wohl die anderen Kolonnen befanden. Aber es war nur ein flüchtiger Gedanke. Ihm war, spätestens nachdem seine eigene Kolonne bereits nach nicht einmal einer Stunde Fahrt vom Feind völlig aufgerieben worden war, längst klar geworden, daß keiner seiner Leute die Alpenfestung je erreichen würde. Er überlegte. Wer waren die überlebenden Zeugen der Projekte »Marsschwert« und »Zeusstrahl«? Wer wußte nicht nur vom Hörensagen, also gerüchteweise, sondern tatsächlich von diesen Waffen? Da waren zunächst einmal der Führer selbst, der von Himmler die Wunderwaffe versprochen bekommen hatte: Gefahr Nr. 1. Aber der wußte nichts Konkretes. Da war der Reichsführer SS, sein Vorgesetzter, der ja die Strahlenwaffe in Auftrag gegeben hatte und der von Holt wußte, daß an einer weiteren Wunderwaffe gearbeitet wurde: Gefahr Nr. 2. Dann war da Martin Bormann, Leiter der Reichskanzlei der NSDAP und

Sekretär Hitlers, der wahrscheinlich dabei war, als Himmler und Holt den Führer über die Wunderwaffen informiert hatten: Gefahr Nr. 3. Dann war da Obergruppenführer Fegelein, den Holt offensichtlich über die Scheibe informiert hatte, denn er wollte ja mit ihm nach Waldheide kommen, um mit der Scheibe zu fliehen: Gefahr Nr. 4. Dann war da Holt selbst: Gefahr Nr. 5. Wenn einer dieser Leute in Gefangenschaft geriete, wäre es denkbar, daß er über Waldheide und die Wunderwaffen reden würde. Vielleicht nur unter Zwang. Aber er konnte nicht sicher sein, daß sie alle schweigen würden. Er konnte es nur hoffen. Wer war sonst noch von den Zeugen am Leben? Da war auch noch Hauptsturmführer Schubert, der Stabschef der »Dienststelle Forst«: Gefahr Nr. 6. Dem, ja und besonders Holt, traute Krausinger es zu, daß sie das Geheimnis von Waldheide verraten würden, um ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Die hatten ja auch keinerlei Absichten mehr mit Waldheide. Sie hatten keine solch eminent wichtige Mission, kein solches Ziel, wie er. Keiner von denen hatte einen solch fernen, aber sich mit Sicherheit lohnenden Termin wahrzunehmen, wie er selbst.

Ja, dann waren da noch die Überlebenden seiner Kolonne. Der Hauptsturmführer Schramm und die beiden Feldwebel, vielleicht noch ein paar Leute, die überlebt hatten und ihm mit dem LKW folgen würden. Das sind weitere Gefahrenpunkte. Hoffentlich überleben sie den Krieg nicht. Und schließlich ist da noch Danzmann. Sollte der überhaupt die nächsten Tage überleben, dann würde er vermutlich nie wieder sprechen können. Aber konnte man da sicher sein? Und selbst wenn, vielleicht würde er einfach alles aufschreiben? – Vielleicht ließ sich ja hier noch etwas Schicksal spielen?

Der Panzerwagen kam jetzt nur noch langsam voran. Plötzlich hielt er an. »Alle Mann raus, Hindernisse wegräumen, wir kommen sonst nicht weiter!« ließ sich der Feldwebel hören. Die beiden Landser sprangen aus dem Fahrzeug und gingen nach vorn. Krausinger erhob sich mühsam und schloß die Ausstiegs Luke, dann setzte er sich wieder auf die Bank, vor der Danzmann lag. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Danzmann, Danzmann, wenn du redest, dachte er. Nein, das durfte nicht sein. Er beugte sich hinunter. Es fiel ihm schwer, und seine Hüftwunde schmerzte ihn. Er mußte sein linkes Bein steif nach der Seite wegstrecken. Schnell öffnete er

Danzmanns Uniformkragen. Der sah ihn mit getrübttem Blick an und lallte Unverständliches. Er umfaßte Danzmanns Kehle und drückte mit aller Kraft zu. Dabei schaute er zur Ausstiegsluke des Panzerwagens, weil er Danzmanns Gesicht nicht sehen wollte und um rechtzeitig zu merken, wenn jemand die Luke öffnete. Danzmann röchelte und versuchte reflexartig, Krausingers Hände wegzudrücken. Aber er war zu schwach. Nach kurzer Zeit erschlaffte sein Körper. Jetzt sah Krausinger wieder hin. Danzmann sah nicht gut aus, mit den aus den Höhlen getretenen Augen, der aus dem Mund hängenden Zunge und der bläulich-roten Haut. Er schloß eilig den Uniformkragen der Leiche, drückte die herausgetretenen Augen in ihre Höhlen, zog die Lider darüber und schob die Zunge in den Mund zurück. Schnell drückte er Danzmann die Kiefer zusammen. Dabei sagte er, wie um sich zu entschuldigen, leise zu Danzmanns Leiche: »So hätten Sie doch auch nicht weiterleben wollen, Danzmann. – Es war meine Pflicht, einem Kameraden gegenüber.« Zufrieden und erleichtert blickte er auf die Leiche: Ein Hauptzeuge weniger.

Er hatte sich gerade wieder auf die Bank gesetzt, da kamen die Landser zurück. »Es geht weiter, Herr Oberst«, sagte der eine. Der andere nickte in Richtung Danzmanns und fragte: »Wie geht es denn dem Oberstleutnant?«

»Ich glaube, der will nicht mehr mit uns reisen, schaffen Sie ihn raus«, antwortete Krausinger mit belegter Zunge. Die Landser vermuteten sofort: Der Oberstleutnant war seinen Verletzungen erlegen. Sie trugen die schwere Leiche hinaus und legten sie neben der Straße ab. Krausinger hatte vorher Danzmanns Papiere und seine Erkennungsmarke an sich genommen, die er später in einen Fluß warf. Die Fahrt ging weiter.

Sie mochten noch zwei Stunden gefahren sein, als dem Schützenpanzer der Sprit ausging. Es war kurz vor Schwerin.

Krausinger übernachtete in einem Bauernhaus und ließ sich am nächsten Tag auf einem Pferdefuhrwerk nach Schwerin bringen. Wo die Landser geblieben waren, interessierte ihn nicht.

Es gelang ihm, mit einem Militärzug bis nach Brandenburg zu kommen. Hier schloß er sich einer Einheit an, die sich zur Verteidigung Berlins aufmachte, weil er vorhatte, in Berlin unterzutauchen. In diesem bunt zusammengewürfelten Haufen bekam der »Fliegeroberst« Krausinger

einen LKW voller Soldaten unterstellt, was er nicht vermeiden konnte. In Potsdam erhielt der Mannschaftswagen, in dessen Führerhaus er Platz gefunden hatte, einen Treffer.

Die überlebenden Soldaten suchten in den Häusern an der Straße Schutz. Sich verstärkender Artilleriebeschuß und russische Tiefflieger ließen Krausinger, der seiner Verletzung wegen nicht so schnell gewesen war, keine Zeit, eine der Ruinen zu erreichen. Er ließ sich in einen Bombenrichter gleich neben dem Transporter fallen.

In dem Trichter lag die Leiche eines Luftwaffenunteroffiziers. Vermutlich ein Granatsplitter hatte ihm den Hirnschädel aufgerissen. Es sah grausig aus, dieses blutige Gesicht, über das Hirnteile hinuntergelaufen waren. Krausinger übergab sich. Aber er würgte nur die blanke grünlichgelbe Galle heraus. Sein Magen war leer. Er hatte schon zwei Tage lang keinen Proviant mehr gehabt, außer Scho-Ka-Kola. Und die hatte sich im Darm festgesetzt. Er konnte die Leiche nicht ansehen. Er rang mit sich. Überleben oder sterben, nur weil er sich nicht überwinden konnte? Nein! Er gab sich einen Ruck, drehte sich wieder zu dem Gefallenen um, stellte zufrieden fest, daß der etwa seine Statur hatte und begann, ihm die Uniform auszuziehen. Er entledigte sich seiner Offiziersuniform und zog die des Unteroffiziers an. Sein SS-Soldbuch und das gefälschte Fliegersoldbuch als Luftwaffenoberst warf er in ein Feuer, das neben dem Bombenrichter loderte. Schließlich kroch er mühsam, die Schmerzen unterdrückend mit zusammengebissenen Zähnen aus dem Trichter heraus und suchte im Eingang eines schwer beschädigten, aber noch nicht zusammengestürzten Hauses Unterschlupf. Dort blieb er den Rest des Tages und in der folgenden Nacht, zitternd vor Kälte, erschöpft, hungrig und durstig, hocken. Gleich ihm hatten Zivilisten und andere Landser in dem Hauseingang Deckung gesucht. Er erkannte unter ihnen keinen von den Soldaten, die auf seinem Lastkraftwagen gesessen hatten.

Bei jedem Granateinschlag in der Nähe zuckten die Menschen zusammen. Jeder befürchtete, daß das Haus einstürzen würde. Erst am Morgen des 30. April 1945, an dem Tag, an dem Hitler nachmittags um 15.30 Uhr, wie es in den Meldungen des Reichsrundfunks hieß: »... bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend gefallen...« sein sollte, unternahm Krausinger den Versuch, weiter in Richtung Berlin zu kommen.